Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

38. Jahrgang.

Nr. 22 **Bremen-Berlin, den 27. Mai.** **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Wahrheit und Freiheit. Von Ernst Böhme. — Zur sachlichen Würdigung der Agitation gegen D. Fischer. II. Von Professor D. H. Holtzmann. — Die Stellung unserer Kirche im Leben unseres Volkes. II. Von Pfarrer D. Fischer. — Unsere Stellung zu den Gebetsmahnungen Jesu. Von Koch. — Davids Klagelied um Saul und Jonathan. Von P. Torge. — Zum Datum des Karfreitags. Von H. Achelis. — Dringende Bitte!

Wahrheit und Freiheit.

„Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort."
(Schiller.)
„Den Geist löschet nicht!"
(1. Tessal. 5, 19.)

Wo wächst die Wahrheit? Ist sie dort zu finden,
Wo man die Geister bannt in enge Schranken
Und ängstlich scheut die Freiheit der Gedanken,
Als könnte je, was göttlich ist, entschwinden —?

Wer ist befugt, mit Machtspruch zu regieren,
Wo edle Kräfte auf zum Lichte streben,
Wo sich entfaltet reges Geistesleben —
Wer darf den heil'gen Geist je kommandieren?

Fürwahr, nicht im Gewordensein, im Werden
Stehn alle, die hier wandeln ihre Bahn:
Darum hinweg mit allem eitlen Wahn,
Als gäb' es fert'ge Lehre hier auf Erden!

Zu forschen und zu ringen ohn' Erschlaffen:
Dies sei uns unverbrüchlich heil'ge Pflicht —
Herr, leih uns deines Geistes Kraft und Licht,
Mit freiem Mut an deinem Reich zu schaffen!

Kunitz b. Jena. Ernst Böhme.

Zur sachlichen Würdigung der Agitation gegen D. Fischer. II.

Von Professor D. H. Holtzmann.

Es würde leicht sein, denselben Beweis für das Irreführende der von den Agitatoren beliebten Darstellung der bestehenden Gegensätze auch an anderen Beispielen zu führen. Man tut dergleichen, als sei die Ablehnung der im dritten bis fünften Jahrhundert formulierten Lehre von der Gottheit Christi ein besonders stark kennzeichendes Sondermerkmal extrem liberaler Gruppen, während denen, die so reden, bekannt sein dürfte und, wie aus manchen Feldzügen gegen diesen und jenen modernen Theologen, z. B. Ritschl, hervorgeht, auch wirklich bekannt ist, daß jene altherkömmliche Formel bis weit in die konservative Mitte des theologischen Parlaments in einem Sinne gebraucht wird, der mit der Kirchenlehre, wonach die zweite Person der ewigen Dreieinigkeit sich zur Zeit des Kaisers Augustus mit einer unpersönlichen Menschennatur verbunden hat, im Grunde nur noch den Namen gemein hat, nämlich das Prädikat „Gottheit". Gedacht aber wird dabei nicht sowohl an eine unpersönliche Menschennatur, die der auf Erden wandelnde Gott wie ein Kleid anlegt, sondern gegenteils an eine volle menschliche, in den Schranken der irdischen Menschheit sich bewegende Persönlichkeit, an einen wirklichen Menschen, der aber als Offenbarer des göttlichen Liebewillens an die Menschheit, als Urbild und Bringer der vollkommenen Religion für diese Menschheit zum Repräsentanten Gottes selbst wird und insofern göttlichen Wert gewinnt. Oder es wird die Gottheit Christi darin gefunden, daß in ihm Gott mit den Menschen handelt. Wie immer der Gedanke gewendet werden mag, so liegt doch auf der Hand, daß zwischen dieser Auffassung der „Gottheit Christi" und derjenigen der mehr linksstehenden, die herkömmliche Formel außer Gebrauch setzenden Theologen nur fließende Uebergänge stattfinden, so daß sich die Darstellung der orthodoxen Agitation abermals als ein den wirklichen Sachverhalt verdeckendes, tendenziös ausgemaltes Trugbild darstellt.

Und nicht anders liegt die Sache bezüglich der sogenannten Heilstatsachen, unter welchen man gemeinhin die Kette wunderbarer Züge im Leben des Heilandes versteht, zumal die übernatürliche Geburt als erstes und die Auferstehung als letztes Glied dieser Kette. Gründlicher erschüttert als das „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau", dürfte gegenwärtig kaum ein anderer unter den altherkömmlichen Glaubensartikeln erscheinen. Selbst in der steif orthodoxen Kirche Englands werden schon seit Jahren meist rein wissenschaftliche Verhandlungen über seinen geschichtlichen Wert in der breitesten Öffentlichkeit geführt; in den gelesensten Organen der anglikanischen Theologie werden fortwährend Reden für und wider den fraglichen Artikel gehalten. Er ist recht eigentlich zur Debatte gestellt, an der Tagesordnung. Die deutsche Theologie der Gegenwart streitet freilich kaum mehr darüber. Der Beweis für den sagenhaften, teils alttestamentlichen Vorbildern, teils allenthalben in der damaligen Völkerwelt begegnenden Vorstellungen entsprechenden Ursprung dieser zartesten und heiligsten Poesie ist so vielseitig, so durch alle Instanzen hindurch schlagend und einleuchtend wie von evangelisch-theologischer, so auch von klassisch-philologischer Seite her geführt, daß hier von einem stillschweigenden Ein-

verständnis aller Sachkundigen auf sonst weit auseinandergehenden Linien geredet werden kann. Man braucht sich darüber gar nicht erst zu befragen und auszusprechen. In der Schweiz, wo sich die theologischen Parteien überhaupt vernünftiger benehmen als dies vielfach bei uns der Fall ist, und ein brutaler Aufruf an die Macht zum Zweck der Unterdrückung einer Gegenpartei doch wohl strengster Verurteilung gewärtig sein müßte, haben wir es kürzlich erlebt, daß ein Professor, der sich selbst weder zu den „liberalen", noch zu den „modernen" Theologen gerechnet wissen will, wohl aber ein begründetes Ansehen in den strenger kirchlich gerichteten Kreisen genießt, Fritz Barth in Bern, in seinem vor zwei Jahren in zweiter Auflage erschienenen Buche über „Die Hauptprobleme des Lebens Jesu" die wunderbare Erzeugung durch den heiligen Geist als eine unhistorische Weiterführung der Erinnerung an die Begabung Jesu mit dem heiligen Geist bei der Taufe verstehen lehrte. Unter allen der gegenwärtigen deutschen Theologie angehörigen Darstellungen des Lebens Jesu von einigermaßen bedeutendem Gewicht ist nur eine einzige, die das Jungfrauenwunder der Geburt noch aufrecht zu erhalten sucht. So geschieht in dem älteren, aber noch immer neu aufgelegten „Leben Jesu" des oben genannten Berliner Theologen B. Weiß. Mit ihm stimmen Theologen von der Richtung eines Kähler in Halle, und auf einer wenigstens im großen und ganzen gleichen theologischen Grundanschauung erbaute sich das „Leben Jesu" von der Hand des noch erst vor wenigen Jahren verstorbenen bekannten Halleschen Theologen Beyschlag, eines abgesagten Feindes von allem was „Protestantenverein" heißt. Aber wie belehrend für die Stellung der von ihm geführten „Mittelpartei" ist doch, was wir hier von den wunderbaren Geburtsgeschichten der Evangelien erfahren! Gegen Strauß wird zwar der „mythische" Charakter derselben abgelehnt, dafür aber ein „dichterischer" Charakter behauptet und „überwältigende Spuren", die für ihn sprechen, nachgewiesen. Die Erfüllung der messianischen Verheißungen und Hoffnungen in Jesus von Nazareth wird in hohen Tönen verkündigt; aber „die verborgene Vorgeschichte dieser Erfüllung hat sich mit dem Schleier der lieblichsten Sagendichtung umwoben". Ein Unterschied also im Wort, aber kein Unterschied in der Sache! Nun fällt es uns gar nicht ein, solche Theologen dafür zu tadeln oder gar zu verdächtigen, daß sie auf diesem Gebiete gerne eine so reservierte Sprache reden. An die Stelle des starken Wetters bei Strauß ist bei ihnen ein sanftes Säuseln getreten, das aber gleichwohl eine noch deutlich vernehmbare Rede führt. Widerwärtig und heimtückisch müssen wir es nur finden, wenn andere, die etwas unverblümter reden, als Menschen von ganz ausnehmender, durchaus unerhörter Zerstörungswut hingestellt und nach oben wie nach unten verdächtigt werden.

Etwas anders liegt die Frage nach der leiblichen Auferstehung, sofern nicht bloß B. Weiß und die ganze ältere, von der Erbschaft Hengstenbergs, Tholucks, Luthardts usw. zehrende Jüngerschaft, sondern auch Theologen wie die Hallenser, zumal Beyschlag, ernstlich für die Vorstellung eintreten, daß Jesus mit dem am Kreuz getöteten Leib aus dem Grabe hervorgegangen und seinen Jüngern nicht bloß sichtbar, sondern auch hörbar und tastbar geworden sei. In derselben Leibhaftigkeit müßte er dann, falls nicht ein zweiter und definitiver Tod auf Erden aus dem ganzen Drama des Lebens Jesu schließlich eine Tragikomödie machen soll, auch gen Himmel gefahren und dieser Himmel ebenso leibhaftig und handgreiflich als eine in nicht ganz unerreichbarer Ferne über der Erde gelegene Lokalität vorzustellen sein. Mag es Theologen geben, die es auch noch im 20. Jahrhundert fertig bringen, solche Vorstellungsreihen zu bilden, wir streiten ihnen ihre Berechtigung dazu nicht ab. Wir wissen, daß sie es unter dem Zwang zunächst ihrer äußeren und inneren Geschichte, dann aber namentlich auch ihrer Stellung zu der Evangelienfrage tun. So ganz ausdrücklich und bestimmt die oben genannten, die sich auf Johannes oder auch auf Lukas berufen. Ist, was diese uns berichten, geschichtliche Wirklichkeit, in demselben Sinne wie etwa die Schlacht bei Königgrätz oder der Frankfurter Friede der Geschichte angehören, so müßten wir freilich auch die Auferstehung als einen der körperlichen Welt angehörigen Vorgang denken und um dieses einen Faktums willen alle unsere, auf sonst durchgängiger Erfahrung beruhenden, täglich und stündlich unwiderstehlich sich aufdrängenden Begriffe von irdischer Leiblichkeit, von Gravitation und Mechanik, ja vom ganzen Aufbau des Weltalls daran geben. Aber nur unsere Unbelehrbarkeit auf einem ganz anderen Gebiete würde uns zu solchem Verzweiflungsschritt genötigt haben. Dieses andere Gebiet ist das seit mindestens hundert Jahren mit unsäglichem Fleiß, aber auch mit entscheidenden Erfolgen angebaute Feld der Evangelienkritik. Die ganz überwiegende Mehrheit der Sachverständigen findet sich heute in der Anerkennung von Resultaten zusammen, nach welchen wir überhaupt nicht mehr im Besitz des Ältesten und Ursprünglichsten sind, was von Worten und Geschicken Jesu Aufzeichnung gefunden hat. Unter dem, was sich erhalten hat, erweist sich unser zweites, das nach Markus erhaltene Evangelium, als das verhältnismäßig älteste, sofern die beiden nach Matthäus und nach Lukas benannten sich als eine, nach sprachlichen und sachlichen Gesichtspunkten unternommene, Bearbeitung und Erweiterung desselben darstellen. Dieser Befund steht so fest, daß auch die oben bezeichneten Verteidiger des johanneischen Berichtes über die Auferstehung davon überzeugt sind. Aber gerade in der Beurteilung des vierten, des johanneischen, Evangeliums gehen schließlich die Ansichten auseinander. Während in diesem die konservativ und traditionell gerichteten Theologen zwar das spätest abgefaßte, dafür aber von einem Augenzeugen, dem Apostel Johannes, herrührende Werk sehen, erkennt eine große Anzahl von akademischen wie von im geistlichen Amt stehenden Theologen — unter jenen nenne ich beispielsweise Harnack in Berlin, Schürer in Göttingen, Grafe in Bonn, Jülicher in Marburg, Oskar Holtzmann in Gießen, Wrede in Breslau, Grill in Tübingen, Weinel in Jena — darin eine dem nachapostolischen Zeitalter angehörige Lehrschrift, die nur „stilisierte", d. h. einem bestimmten, dogmatisch gearteten Zweck unterstellte Geschichte enthält. Findet diese in der wissenschaftlichen Theologie unserer Tage durchgedrungene Erkenntnis Anerkennung und steht weiterhin auch das dritte, das Lukas-Evangelium, zumal in seinem Auferstehungsbericht, schon auf dem Übergang zur johanneischen Manier, so sehen wir uns auf die Darstellung des Markus zurückgeworfen, der aber von den jerusalemischen Erscheinungen nichts weiß und überhaupt schon mit 16, 8 schließt. Die noch folgenden zwölf Verse stehen bei keinem der ältesten Textzeugen und gelten ganz allgemein als späterer Zusatz.

Bei so beschaffener Sachlage der Evangelienkritik bleibt nichts übrig, als sich des von vornherein nächstliegenden Auswegs aus diesen Engpässen zu erinnern, nämlich der Tatsache, daß wir im Apostel Paulus einen Zeugen für die Auferstehung besitzen, dessen 1. Kor. 15, 3—8 zu lesender Bericht jedenfalls älter ist als selbst Markus und der diesem folgende Matthäus-Evangelist, dem Lukas sogar mindestens um ein Menschenalter, dem Johannes um ein halbes Jahrhundert voraus. Damit gewinnt nun aber die ganze Frage ein anderes Gesicht. Denn das Schauen des verklärten, des himmlischen Christus, zu dem sich dort Paulus bekennt, kann, wie immer man es sich vorstellig machen mag, auf keinen Fall als mit den Augen des irdischen Leibes stattgehabt gedacht sein. Es kann daher auch nicht der irdischen, in das Grab gelegten Leiblichkeit gegolten haben. „Denn Fleisch und Blut kann das Reich Gottes nicht ererben", 1. Kor. 15, 50: dieser Satz gilt im Zusammenhang der Stelle ebenso vom Leibe Christi, wie von den ihm gleichartig gewordenen Seligen, denen darum 15, 44. 45 statt eines natürlichen ein geistartiger Leib zugeschrieben wird. Wie man sich eine solche, auf ganz eigenartige Begriffsbildungen weisende, Vorstellung auch zurechtlegen mag: fest steht immer, daß von einem auferstehenden

Fleisch, von einem tastenden und tastbaren Leib, von einem Auferstandenen, welcher ißt und trinkt (Luk. 14, 39—43), bei Paulus durchaus keine Rede sein kann. Denn „es wird gesäet in Verwesung", 1 Kor. 15, 42; Verwesung, Auflösung, Zerstörung ist das unentrinnbare Geschick des Fleisches. Nach der eigenen, auf seiner persönlichen Erfahrung beruhenden Auffassung des Paulus ist somit ein Schauen mit Leibesaugen, wie es unter Voraussetzung einer leiblichen Auferstehung stattgehabt haben müßte, ausgeschlossen. Dann aber kann er sich auch diejenige Erfahrung, welche nach 1. Kor. 15, 5—7 vor ihm Petrus, Jakobus und die übrigen Jünger von der Auferstehung ihres Meisters gemacht haben sollen, nicht anders gedacht haben. Denn 15, 8 stellt er sie ganz auf dieselbe Linie mit dem eigenen Erlebnis und unterwirft sie der gleichen Beurteilung. Somit kennt der älteste Zeuge der Auferstehung gerade diejenige Form der Vorstellung nicht, welche man jetzt als die allein biblische, allein christliche, in der Kirche allein berechtigte, mit allem Pauken- und Trompetenschall eines waffenklirrenden, zur Ehre Gottes unternommenen Kreuzzuges wider den Unglauben ausruft und anpreist. Das eben ist das Widerwärtige, das tief Unsittliche an dieser Agitation, daß sie einen wissenschaftlichen Prozeß, der mit dem gewissenhaften Ernst forschenden Wahrheitssinns geführt wurde, in einer Weise ausbeutet, als handle es sich dabei vielmehr um kirchenpolitische Parteizwecke; daß man eine die ganze wissenschaftlich arbeitende Theologie beschäftigende, mit möglichster Leidenschaftslosigkeit und Umsicht zu erörternde Aufgabe der geschichtlichen Forschung als Gelegenheitsursache benutzt, eine unliebsame kirchenpolitische Richtung zu verdächtigen und wo möglich totzuschlagen. Wie viel gerechter, ruhiger und würdiger ist doch der Anblick, welchen in dieser Beziehung der französische Protestantismus bietet, wo hervorragende, allseitig in Ansehen stehende Theologen sich gegen die Auffassung der Auferstehung als einer leiblichen Wiederbelebung aussprechen konnten, ohne daß jemand daran gedacht hätte, ihnen deshalb den Prozeß zu machen.*) Aber hier besteht eben nicht, wie in Berlin, die lockende Versuchung, sich der von oben wirkenden Gewalten zu bemächtigen oder wenigstens zu bedienen, um sich eines lästigen Gegners zu entledigen. Wie anständig und brüderlich man über solche Gegenstände reden und sich auch bis zu einem gewissen Grade verständigen kann, hat die letzte Pastoralkonferenz der elsaß-lothringischen Geistlichkeit bewiesen, welche Professor Lobstein mit einem Vortrag erfreute über „Wahrheit und Dichtung in unserer Religion", abgedruckt nicht etwa in einem protestantenvereinlichen Blatt, sondern in der „Zeitschrift für Theologie und Kirche". Mit Beziehung nicht bloß auf Geburt und Auferstehung, sondern auf alle dazwischen und davor liegenden verwandten Gebiete der biblischen Geschichte wird hier gezeigt, wie Dichtung und Sage, Poesie und Mythus zum unveräußerlichen Bestand jeder und gerade auch der vollkommensten Religion gehören und wie aus der Anerkennung dieser Tatsache auch für den Christen, wenn er sich selbst und das Wesen seines Glaubens recht versteht, nicht bloß geistige Befreiung, sondern auch religiöse Bereicherung und Vertiefung erwachsen müssen.

Doch wir brauchen für Vorgänge, die in Berlin und Preußen statthaben, nicht auf Straßburg und Süddeutschland oder gar Frankreich zu verweisen. Um einleuchtend zu machen, wie auch in dem angeblich so geschlossen, fest und einig wider den Liberalismus stehenden Lager der „Positiven" die gleichen Fragen, die den Kriegsfall wider den Liberalismus ausmachen, verhandelt und keineswegs nur friedlich und übereinstimmend entschieden werden, darf man in Berlin nur einen Blick auf die Nachbarschaft des streitbaren Direktors der Deutschen Orient-Mission, Herrn Johannes Lepsius in Großlichterfelde, und seine jahraus jahrein geführten Fehden nach rechts und links werfen. Gegen den Vorwurf, ein Gönner des Protestantenvereins oder überhaupt der liberalen Theologie zu sein, braucht man ihn wahrlich nicht zu verteidigen. Auch Harnacks „Wesen des Christentums" und die ganze Schule der modernen alt- wie neutestamentlichen Kritik werden von ihm beständig unter die Schere genommen. Erst kürzlich wieder hat er den Jenaer Weinel wegen dessen in Solingen gehaltenen Vorträge angefallen. Im Glauben an die wörtliche Inspiration der heiligen Schrift findet er „eine unbestreitbare Wahrheit". Gleichwohl mußte er sich kürzlich gerade in dieser Richtung von Kähler zurechtweisen und dahin bedeuten lassen, daß er mit seinen im alttestamentlichen Text, um diesen gegen Anklagen auf Selbstwidersprüche zu schützen, vorgenommenen Versumstellungen das religiöse Gefühl verletze. Vor allem aber machen ihm gerade diejenigen Sippen und Gruppen das Leben sauer, welche auch gegen Fischer am lautesten die Lärmtrommel rühren. Erst kürzlich hat das in Heidelberg erscheinende „Evangelisch-protestantische Kirchenblatt" aus der Feder seines Herausgebers Pfr. Raupp eine höchst belehrende Darstellung solcher Parteimanöver gebracht. Was hier aus der von Lepsius herausgegebenen Zeitschrift „Das Reich Christi" (1904, S. 72 f.) mitgeteilt wird, gehört zum Allerbesten, Schärfsten und Herzerfreuendsten, was jemals gegen die Zumutung gesagt worden ist, der Geistliche müsse aus Rücksicht auf die „Schwachen" an allen Tatsachen der Wissenschaft, Fragen der Weltanschauung, Ergebnissen der Natur- und Geschichtswissenschaften feige vorbeischleichen, immer sich rückwärts konzentrieren und seine Gemeinde statt in den „grünen Wald der lebendigen Gotteswelt, in die uns die heilige Schrift hineinstellt", lieber vor „die gemalten Kulissen der altprotestantischen Inspirationslehre" führen. Doch wir müßten den ganzen Abschnitt zum Abdruck bringen, um zu zeigen, wie dieselbe Sprache, die so oft schon von liberaler Seite gegen das herrschende System geführt worden ist, hier gelegentlich einmal im positiven Lager selbst so laut und eindringlich wie nur immer möglich vernommen wird.

Zum Schlusse sei gelegentlich der Berührung Lepsiusscher Polemik noch auf eine weitere Anklage aufmerksam gemacht, welche in der gegnerischen Kampfweise eine stetige Rolle spielt. Wir denken an das, was man „Subjektivismus" zu nennen und unter diesem Titel der liberalen Theologie auf ihr Sündenregister zu setzen pflegt. Dieselbe soll — so ist es gemeint — unter dem Vorwand der Verinnerlichung und Vertiefung der Glaubenswahrheiten diese Wahrheiten in ihrem gegenständlichen, äußeren, „objektive" Wirklichkeit bedeutenden, Bestand erschüttern, um sie ganz nur in das fromme Gemütsleben des Einzelnen zu verlegen, in das Subjekt hereinzunehmen und in und mit demselben verduften zu lassen. Statt Dasein und Wirksamkeit Gottes aus Bibel und Offenbarung zu erweisen, mache man den Glauben an ihn zum bloß „inneren Erlebnis"; statt die Geburt des Heilandes gläubig den Evangelisten abzunehmen, spreche man davon, daß er in den Herzen der Christen geboren werden müsse; statt die Wirklichkeit seines leibhaften Hervorganges aus dem Grabe anzuerkennen, verkünde man „die Kraft der Auferstehung" als im Leben und Sterben der Gläubigen wirksam; statt die am Kreuz vollbrachte Versöhnung einer feindlichen Welt mit dem ihr bis dahin zürnenden Gott zu predigen, rede man von einem über der Betrachtung des gekreuzigten Heilandes sich einstellenden und im Bruch mit der Sünde sich bewährenden Gottesfrieden. Aber auch dies widerfährt keineswegs bloß den liberalen Theologen, daß sie ob solcher Umsetzung von Gebilden eines lediglich dogmatischen Denkens in erfahrbare Wirklichkeit zur Rede gestellt und hart angelassen werden. Ganz dasselbe begegnet soeben auch Herrn Lepsius, welcher in seinem Vortrag über

*) Um nicht zu reden von allbekannten Theologen wie A. Sabatier und E. Stapfer, sei hier nur ein bezeichnendes Votum erwähnt von C. Bruston, Doyen de la faculté de Théologie protestante de Montauban. Er schreibt in der Revue de Théologie et de philosophie (Lausanne 1899, p. 423): „la réalité des apparitions du Christ ressuscité est tout à fait indépendante de la revivifation supposée du cadavre déposé au tombeau. Et, on fond, il importe peu de savoir ce qu'il est devenu et comment il se fait que le sépulcre ait été trouvé vide, au matin du troisième jour. On peut faire, à ce sujet, diverses suppositions plus ou moins plausibles."

„das Kreuz Christi" zwar die Idee eines stellvertretenden Versöhnungstodes gerade auch gegenüber der liberalen Theologie glaubte verteidigen zu müssen, sofort aber in einem Organ des Leipziger Luthertums (Theologisches Literaturblatt 1905, S. 188) von Herrn Steinbeck herb getadelt und darüber belehrt wird, daß er im Grunde die Tat Gottes, der vielmehr um des Blutes Christi willen Sünden vergebe, zu einem Vorgang im eigenen Bewußtsein des Gläubigen mache und damit ihrer objektiven Wirklichkeit beraube. Ähnlich hatte sich dasselbe Blatt schon in früheren Jahren über Kähler beklagt, bei dem über der Menschheit Christi seine Gottheit zu kurz komme; wie denn überhaupt die königlich sächsischen Lutheraner den königlich preußischen Unionstheologen gern am Zeug flicken und man sich das, wie es scheint, hier auch gefallen läßt.

Derartige Beobachtungen ließen sich ins Unendliche weiter spinnen, überall mit dem gleichen Resultat. Es ist und bleibt eine grobe Unwahrheit, eine absichtliche Täuschung des großen Laienpublikums, wenn behauptet wird, das orthodoxe Bekenntnis stehe, abgesehen vom liberalen, speziell protestantenvereinlichen Lager, überall in Kirche und Theologie unversehrt und unangefochten da. Vielmehr erweist sich das alte Dogma als allenthalben brüchig, und innerhalb eines engeren Bezirkes kirchlicher Mauern wird zur Zeit die Debatte über seine Ersetzung durch ein „neues Dogma" ebenso eifrig, nur nicht so laut, geführt, wie außerhalb jener Mauern die Frage nach einem überhaupt „undogmatischen Christentum" angeregt und besprochen wird. Alle Klagen aber, welche von seiten der Orthodoxen gemeinsam und öffentlich gegen die Liberalen erhoben werden, erheben sie, wenn sie mehr unter sich sind, in anderen Formen und Wendungen auch wieder einer gegen den anderen. Das ist wohl begreiflich und ganz in der Ordnung. Wenn man aber gleichwohl der Gemeinde gegenüber dergleichen tut, als sei man völlig überrascht durch schrille und grelle Töne, sonst in der ganzen Kirche und Theologie unerhört, angestimmt nur von protestantenvereinlichen und sonstwie liberalen Neuerern, so streut man den Leuten Sand in die Augen und betreibt ein unehrliches, entwürdigendes Geschäft. Das nur sollte hier konstatiert werden.

Die Stellung unserer Kirche im Leben unseres Volkes. II.

Von Pfarrer D. Fischer-Berlin.

Zum Beginn des neuprotestantischen Zeitalters leuchtet der religiöse Genius Schleiermachers, die theologisch-kirchliche Entwicklung dieses modernen Geistes aber setzt ein mit der theologischen Revolution des Jahres 1835, deren Fanfare in Strauß' „Leben Jesu" erklingt, deren Reformprogramm aber in der Vorrede von Ferdinand Christian Baurs erster biblisch-kritischen Schrift über die „Pastoralbriefe" vorliegt, während in der Kantschen, Fichteschen, Hegelschen Religionsphilosophie die Kraft neuer, freier Gestaltung der Lehre auftritt, die im entschlossenen Wahrheitsstreben der Aufklärung und des Rationalismus unter dem Zeichen „Lessing" vorbereitet war.

In seinem theologischen Testamente, wie wir seine beiden Sendschreiben an Lücke vom Jahre 1829 über die neue Auflage seiner Glaubenslehre wohl nennen dürfen, hat Schleiermacher auf die neue Zeit hingewiesen, in deren Entwicklung aus dem ganz neuen Auftreten der Natur- und Geschichtswissenschaft auch das evangelische Christentum werde hineingezogen werden. „Wir werden lernen müssen", sagt er, „uns ohne vieles behelfen, was viele noch gewohnt sind als mit dem Wesen des Christentums unzertrennlich verbunden zu denken", und er weist dabei hin auf den Schöpfungsbegriff des Alten Testaments, auf die Wunder des Neuen Testaments, auf die Umgestaltung der Ansichten über die Bibel überhaupt durch geschichtliche Kritik, wobei nicht von Unglaube, sondern von wissenschaftlicher Pflicht die Rede ist. „Ernste Zeiten für unser evangelisches Christentum", sagt er mit Betonung, denn „ein romanistisches kann man freilich immer haben. Wenn man mit dem Schwert dreinschlagen kann gegen die Wissenschaft; wenn man im Besitz aller äußeren Hülfsmittel sich einzäunen kann gegen allen Angriff gesunder Forschung, und nun drinnen eine gebietende Kirchenlehre aufstellen, die allen draußen wie ein wesenloses Gespenst erscheint, dem sie aber doch huldigen müssen, wenn sie einmal ordentlich begraben sein wollen: so braucht man sich freilich nichts anfechten zu lassen, was irgend auf diesem Gebiete geschehen mag. Aber das können wir doch nicht und wollen es auch nicht, und darum müssen wir uns mit der Geschichte behelfen, wie sie sich eben entwickeln wird."

Und nun gewann das „altgläubige und barbarische Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zion und seine gotischen Pfeiler wieder emporschreien möchten", von dem Schleiermacher schon in der ersten seiner „Reden über die Religion" — 1799 — gesprochen hatte, feste Gestalt, die „düsteren Larven", durch die „der Boden unter unseren Füßen sich schon hebt", „von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstabens für satanisch erklären" — sie sind ausgekrochen":*) die Hengstenbergsche Reaktion setzte ein, bald mit der politischen verschmolzen, Hierarchie und Feudalismus, „romanistisches" — nicht Christentum, sondern Kirchentum. Und das Produkt ist die bekannte gegenwärtige „positive Gläubigkeit" und „Bekenntnistreue" gegen „den Glauben der Väter", die aber weder die alte Orthodoxie, noch der genuine Pietismus, sondern ein neues Produkt ist, eben Usurpation, die ihre Hauptleistung darin hat, daß sie den Glauben unserer wirklichen Väter und Großväter als Unglauben schmäht, und damit einfach die evangelische Kirche in unseren Landen als ihre Domäne in Anspruch zu nehmen wagt.

Die „positive Gläubigkeit" läßt als Glaube — also nach ihrer Meinung auch als Religion und als allein kirchlich berechtigt — nur gelten die Anerkennung einer unmittelbar und wunderbar von Gott in die Menschengeschichte hineingestellten Heilsgeschichte, die sich um die Erscheinung Jesu gruppiert und deren Bericht und Deutung unfehlbar in der Bibel dem Glauben dargeboten wird. Alles Begreifen der biblischen Tatsachen und ihrer Urkunden im Zusammenhange der natürlichen Vernunfterkenntnis, alle Begründung der Religion aus dem Wesen des menschlichen Geistes, der Gedanke einer Einreihung des Christentums in die übrige Religionsgeschichte auf Erden muß hier ausgeschlossen sein: die als Heilstatsachen an dem Erdenleben Jesu besonders hervorgehobenen Ereignisse zusammen mit der Bibel, als der Kunde und Deutung davon — das gilt als göttlich unbedingtes und unveränderliches Positum, — das ist das Zion, in dessen Mauern der „positive Glaube" wohnt, abgeschlossen gegen die von Natur verderbte und also natürlich böswillig-ungläubige Welt, in der allerdings der „Gläubige" um des täglichen Brotes willen auch mit leben muß, die er aber dafür auch auf die eine oder andere Weise von Zion aus beherrschen möchte.

Wenn das alles noch wirklich und einheitlich unter vollständigem Festhalten vorkopernikanischer mittelalterlicher Weltanschauung gesagt und geglaubt würde, so könnte man sich das gefallen lassen, daß aber die Vertreter dieses Kirchentums, die für ihr Leben in und mit der Welt zugleich an der Aufklärung teilnehmen, diese Zwiespältigkeit des Bewußtseins — über die sie persönlich mit sich selbst ins Reine kommen mögen, niemand wird darüber ihr Richter sein — doch auch anderen zumuten als Bedingung des Glaubens, das gibt der Kirche im Volke der Gegenwart, für das sie diese doch zu vertreten scheinen, ihre prekäre Lage. Kein Zweifel, daß für eine Beseitigung alles Kirchenwesens oder gar für den Gedanken einer allmählichen Ausschaltung der Religion aus dem Volksbewußtsein auch nur eine bedeutende Minorität

*) (Sendschreiben II. Werke. Zur Theologie II., S. 612 ff., 618 ff.)

sich nicht finden würde, aber diese Kirche, wie sie nach unserer Schilderung als „positive" in den Augen der großen Mehrzahl dasteht — nein, mit der wissen sie nichts anzufangen, ihr wollen sie ernstlich eine Lebens- und Segenskraft nicht zutrauen. Das schafft die Unerträglichkeit, die uns zu unserer kirchlichen Arbeit treiben muß.

Und welches ist nun unsere Stellung bei dieser Lage der Sache? Zuerst, daß wir die „Bekenntnistreuen" gar nicht als die Kirche anerkennen, einfach deshalb, weil wir so frei sind, uns auch zur Kirche zu rechnen, und zwar nicht bloß deshalb, weil wir in den Taufbüchern stehen, eingesegnet sind, Trauscheine haben, in der Wählerliste verzeichnet sind und Kirchensteuern zahlen, sondern — ganz positiv — weil wir gläubige Christenmenschen sind. Wir lassen ihnen natürlich ihren Glauben gelten, aber daß sie ihn als alleinigen Glauben und Religion geltend machen, dagegen protestieren wir.

Und hier liegt unsere Arbeit. Es gilt die Kirche der Gegenwart so zu gestalten, daß der wirkliche Glaube der Gegenwart in allen Gestalten, die ganze gläubige Gemeinde in ihr sich wohl fühlen kann, daß also im Volksleben ihre Stellung nicht mehr fremd, sondern heimisch ist; daß man sagen kann: dort wird die christliche Religion gepflegt und so, daß innerhalb dieser Gemeinschaft jeder nach seiner Fassion seine Seligkeit schaffen kann. Nun könnte man sagen: das klingt ja ganz schön, aber es ist leichter gesagt, als gethan. Gewiß, wer wollte die Schwierigkeiten verkennen, die eben in den vorhandenen Gegensätzen der kirchlichen und religiösen Denkart liegen. Und wir sind gewiß die letzten, die diese Gegensätze verschleiern oder scheinbare Brücken herüber und hinüber schlagen wollten. Warum aber soll eine weitherzige Organisation der Religionspflege im Volke, getragen von dessen freier Zustimmung, unmöglich sein? Es ist nötig, daß eine mit dem veränderten Weltbilde in unserem Denken harmonische Ausdrucksweise in den religiösen Dingen zu Recht bestehe; daß nicht als Tatsache müsse behauptet werden, was uns keine Tatsache gewesen sein kann; daß es nicht als Fälschung verdächtigt werden dürfe, wenn die Entstehung biblischer Erzählungen, die scheinbar Tatsachen überliefern, aus geschichtlichen und psychologischen Gründen erklärt wird, z. B. bei den Weihnachts- und Ostergeschichten, daß man nicht gezwungen sei, Ausdrücke zu brauchen, die nur symbolisch gelten sollen, die aber bei den meisten noch die Geltung wirklicher Ausdrücke haben. Und warum soll das nicht möglich sein? Müssen wir deshalb uns gegen einander entrüsten und einander hassen?

Ich weiß wohl, daß man das Aufwerfen solcher Fragen und das Dringen auf sie gern als ein unverantwortliches Hervorrufen unzeitgemäßer „theologischer Zänkereien" brandmarkt und um der evangelischen Einigkeit willen nicht genug davor warnen kann. Nein, das sind unumgängliche Fragen protestantischer Wahrhaftigkeit, und eben deshalb kann ihre Behandlung nimmermehr schaden. Wirklich theologisch streiten heißt nicht zanken!

Oder handelt es sich für die Stellung unserer Kirche im Leben unseres Volkes und für die lebendige Fortwirkung des Evangeliums wirklich um unbedingte Bewahrung einer bestimmten biblischen Deutung von gewissen Tatsachen des Lebens Jesu als Gegenstand eines Heilsglaubens für den Himmel? Vielmehr, es handelt sich um wirkliche Fortsetzung der Heilstaten Jesu, die sein Wirken unter seinem Volke ausmachten, in unserem Volke. Er wollte die Seele seines Volkes heiligen und es so der von Gott herkommenden Heilszeit entgegenführen. Was die Priester mit ihren Opfern, was die Leviten mit ihren Reinigungen, was die Pharisäer mit ihren Übungen und Absonderungen wollten und nicht vermochten; was auch Johannes der Täufer, obwohl religiös tiefer und sittlich höher als jene, doch durch den nur vom göttlichen Zorne ausgehenden Bußruf nicht erreichen konnte, das will Jesus durch die innere, geistige Macht der Religion selbst, die bei ihm aus der Knechtschaft des Gesetzes erlöst und zum freien Gottesgeist im Menschengeiste geworden selbst nun die Erlösung ist, auf daß, um mit Paulus zu reden, der Mensch Gottes sei vollkommen zu allem guten Werke geschickt.

Also: was Jesus in und an seinem Volke tat, in Kraft und Vollmacht seines heiligen Religionsgeistes, was dann, durch das Volk selbst gescheitert, befreit von den Schranken der Nationalität in die Menschheit hineingetragen worden, aber doch in der praktischen Verwirklichung auch immer wieder bestimmte örtliche und zeitliche Gestalt in Volkstümlichkeit annimmt, das wollen wir an unserem Volke tun helfen durch die Kirche, in der Form gemeindlicher Hegung und Pflege des religiösen Lebens: daß unserer Volkskultur die sittliche Kraft im Lichte der Wahrheit aus der Innerlichkeit der religiösen Weihe an Gott immer neu erwachse, und daß unser Glaube, eben diese religiöse Innerlichkeit, als göttliche Gesinnung bewußt und freudig gerichtet sei auf alles, was geistige Kultur der Menschheit heißen kann. Denn: ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Dazu aber brauchen wir vor allem eine „Predigt" — im weitesten, aber auch höchsten Sinne des Wortes —, die als Fortsetzung der Predigt Jesu und der Apostel ebensowohl in dem ursprünglich-schöpferischen Geiste des Christentums wurzelt, als in bewußter und offener Zeitgemäßheit im besten Sinne des Wortes wirkliche und wirksame Gegenwartspredigt ist.

Die Gemeinde der Gegenwart hat das zweifellose Recht, solche Predigt von ihren Geistlichen zu fordern, darum aber hat auch die Kirche die Pflicht, der Predigt die Freiheit der Entwicklung zu gewähren. Erst wenn in unseren Gemeinden das sichere Bewußtsein vom Vorhandensein solcher Freiheit Platz gegriffen hat, kann wieder volles Vertrauen zur Verkündigung des Evangeliums einkehren und damit zugleich die geistige Macht der Kirche im Volksleben. Die johanneischen Schriften, in denen die apostolische, d. h. die christliche Ursprungsliteratur ihren Abschluß findet, weisen prophetisch in die Weiterentwicklung des christlichen Geistes durch den Geist der Wahrheit hinaus, wie sie ja selbst ein Produkt der Entwicklung sind, und die Wissenschaft der Symbolik lehrt uns, daß die reformatorischen Bekenntnisschriften nicht nur selbst keine abschließende Lehrautorität sein wollen, sondern von einer solchen überhaupt nichts wissen. So befinden wir uns, denke ich, mit der Zuversicht auf die Entwicklung des Christentums, kraft deren es immer der Zeiten mächtig bleibt, und in der Forderung kirchlicher Freiheit für sie in ganz guter Gesellschaft. Wenn nach protestantischem Grundsatze die Bekenntnisse unter der Schrift stehen und nicht der Schriftbuchstabe den Geist bindet, sondern das Schriftwort den Geist entbindet, so wird die evangelische Kirche eine Organisation erlangen können, aber auch sollen, die die Freiheit in sich birgt, und ein Bekenntnis, das aller Entwicklung offen steht, so daß immer wieder Altes vergangen sein und Neues werden kann, weil es aufrichtig und ohne Furcht so gewollt, weil ohne Zwang eins wie das andere geduldet wird. Und müßte nicht in solcher Kirche unser Volk ein hohes Gut, ja das höchste unter den Gütern der Gemeinschaft finden? Müßte es ihr nicht vertrauen auf dem göttlichen, nicht bloß vorwärts, sondern eben darin aufwärts führenden Wege? Wäre sie nicht oder vielmehr mit ihr das Volk selbst der Tempel Gottes, den Jesus bauen sollte nach dem Evangelium?

Unsere Stellung zu den Gebetsmahnungen Jesu.

Eine Ergänzung zu dem Artikel in Nummer 1 über Gebetserhörung auf eine Anfrage aus dem Leserkreis.*)

Sehr geehrter Herr!

Ihr lieber Brief war mir eine rechte Freude, und ich will gern versuchen, Ihrer Bitte um weitere Aufklärung zu entsprechen.

*) Aus Versehen verspätet. D. Red.

Sie fragen, wie sich die Worte Jesu, die das Bitten und Beten gebieten (z. B. Matth. 7, 7; 9, 38; 21, 22, Mark. 13, 33, Luk, 18, 1 ff. u. a.) mit der Anschauung vereinigen lassen, daß unsere Gebete keine Änderung in Gottes Weltregierung herbeiführen können, und ob wir da überhaupt noch beten können. Wenn wir auch in dem Artikel in Nr. 1 nicht weiter darauf eingehen konnten, so ist doch die Lösung wenigstens angedeutet.

Wenn wir nun heute versuchen, dies noch näher auseinanderzusetzen, so kommen wir damit sofort in die tiefsten Probleme der christlichen Ethik hinein, und zwar in solche, die gerade jetzt die moderne Theologie intensiv bewegen. Wie das früher allgemein der Fall war, verstehen viele Christen noch heute — eine Nachwirkung der altorthodoxen Inspirationstheorie, wonach die heilige Schrift von Gott wörtlich eingegeben ist — die Forderungen Jesu als ein neues Gesetz, das man gerade, wenn man streng sittlich und religiös leben wolle, halten müsse. Darüber kann aber kein Zweifel sein: Das Evangelium ist kein solches Gesetz, sondern Gnade Gottes, die den Menschen umwandelt und neu macht. Zudem ist es schlechterdings nicht möglich, alle sittlichen Weisungen Jesu völlig zu erfüllen, ihn etwa im Leben zu kopieren. Das hat man wohl gefühlt und darum hat man zu Abschwächungen der Worte seine Zuflucht genommen. Wenn Jesus in dem Gleichnis Luk. 18, 1 ff. darauf hinweist, daß man nicht ablassen solle zu beten (vgl. 1. Thess. 5, 17: betet ohne Unterlaß), so soll das heißen: betet möglichst viel und oft; wenn Jesus spricht Matth. 5, 34: Ich aber sage euch, daß ihr allerdinge nicht (d. h. überhaupt nicht) schwören sollt, so meint er nur: man solle im alltäglichen Leben nicht schwören; wenn er gebietet Matth. 5, 40: So jemand dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel, so läßt man das nur für die Christengemeinschaft gelten.

Diese schwächliche Ausflucht befriedigt aber in keiner Weise. Die moderne Theologie hat es heute ohne Ausnahme festgestellt, daß die Worte wirklich so verstanden werden müssen, wie sie lauten. Jesus lebte in der festen Erwartung eines baldigen Weltendes. Von dieser Idee aus hatte er kein Interesse am staatlichen und kulturellen Leben, ja selbst nicht am Familienleben. Das ging ja doch alles bald zu Grunde; es war nicht wert, daß man sich darum mühte. Daraus erklären sich seine Worte, daß man auf das Suchen des Rechts verzichten solle, daß man nicht sorgen solle, womit eigentlich aller irdische Erwerb in Frage gestellt wird, u. a.

Daraus aber ergibt sich weiter, daß es gänzlich unmöglich ist, die Forderungen Jesu als etwas hinzustellen, das wir gänzlich erfüllen müßten. Zudem müssen wir uns doch von vornherein klar darüber sein, daß es normative sittliche Weisungen für das ganze Leben nicht geben kann, so wenig ausgesprochen wie vorgelebt. Dazu ist das Leben viel zu vielseitig, und jeder Mensch hat wieder einen anderen sittlichen Beruf. Mit dieser Ansicht nehmen wir Jesu keine Ehre. Jesus hat in seinem Leben auf der höchsten Stufe der Sittlichkeit gestanden, kein Mensch wird je an dies hohe Ideal hinanreichen. Die sittlichen Weisungen, die sittlichen Handlungen Jesu waren bei seiner Lebensauffassung nicht bloß verständig, sondern direkt sittlich notwendig. Daß er sie aber für alle Zeiten als unverbrüchliche Normen sittlichen Tuns angesehen habe, davon steht nirgends ein Wort. Das Evangelium will ja doch nicht neue Knechtschaft bringen, sondern Freiheit; und nicht Knechte wollte Jesus aus seinen Jüngern machen, sondern er wollte sie erziehen zu freien, sittlichen Persönlichkeiten, die nicht um bestimmter Vorschriften willen, die nur ein bequemes Ruhekissen für träge Gewissen sind, das Gute tun, sondern die aus freien Stücken und eigener Initiative die Sittlichkeit erstreben. Aber solche Freiheit kann uns nur kommen von Gott selbst, durch Jesus Christus vermittelt (vgl. Joh. 8, 36: so euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei, Gal. 5, 1). Indem das innere Leben Jesu Christi, jene weltumfassende und weltumwandelnde Liebe, in unser Herz wie ein elektrischer Funke überspringt, wird ein neuer Lebensanfang in uns gesetzt. Indem wir Jesum Christum uns aneignen und in ihm Gott finden, wird uns die Bahn frei gemacht zu wahrhaft sittlich gutem Leben. Nun wissen wir selber, was wir zu tun haben, unsere Sittlichkeit wird eine freie. Und wenn trotzdem nicht immer das Gute in uns triumphiert, wir sollen nur aus Gott durch Jesum Christum uns stetig neue Kraft holen zu sittlich gutem Tun. So werden uns aber die sittlichen Weisungen Jesu kein normatives Gesetz, gewiß werden wir nach eigener Gewissensentscheidung sie bisweilen erfüllen, noch öfter werden wir uns aber bewußt von ihnen scheiden. Dafür aber ketten wir uns um so mehr an seine Person und durch ihn an Gott; seine ethisch-religiöse Vollkommenheit nehmen wir in uns auf, und das bedeutet doch unendlich mehr als seine Worte.

Dieser längere, aber durchaus nötige Unterbau liefert uns nun Richtlinien für unser eigentliches Thema. Auch die Worte Jesu, die zum Gebet mahnen, können nicht als ein normatives Gesetz aufgefaßt werden, dem wir um jeden Preis zu gehorchen hätten. Wenn Jesus (wie auch Paulus) zum immerwährenden Gebet ermahnt, wir können nicht ohne weiteres folgen. Die Grundstimmung war damals hingerichtet auf das Kommen des Reiches Gottes beim Ende aller Dinge, da war das Beten ohne Unterlaß eine einleuchtende Sache. Diese Grundstimmung ist heute endgültig vorüber, wir können sie auch nicht künstlich hervorrufen. Wir haben heute einen Beruf in der Welt; ihn möglichst auszufüllen, ist unsere sittliche Pflicht; vielfach sind aber unsere Gedanken dadurch gefangen, wir sind darum nicht in der Stimmung zum Beten ohne Unterlaß. Wollten wir es trotzdem tun, es wäre schließlich unaufrichtig und Lippenwerk. Man kann und darf das Gebet nicht wie irgend eine alltägliche Sache forcieren oder gar als eine Art von Sport betreiben, wie es nicht selten in England geschieht und von dort auch in gewisse deutsche Gemeinschaftskreise eingedrungen ist. Auch die Gebetssitten sind in dieser Hinsicht nicht ungefährlich; gewiß, sie wirken vielfach segensreich, indem sie für viele den Zusammenhang mit Gott aufrecht erhalten; aber es liegt in ihnen auch die Gefahr, das Gebet schematisch oder ohne rechten Herzenstrieb zu betreiben.

Wenn wir also dieses Extrem vermeiden müssen, so dürfen wir doch auch andererseits nicht in das entgegengesetzte verfallen, das Gebet gering zu schätzen und zu vernachlässigen. Unter Christen steht es fest als eine allgemeine Erfahrungstatsache: Es gibt kein wirkliches Christenleben ohne Gebet. Das Bedürfnis des Menschenherzens treibt mit Notwendigkeit zum Gebet. Es ist darum auch gar nicht wunderbar (worauf Sie auch hinweisen), wenn Eph. 6, 18 steht, daß wir in allem Anliegen beten sollen. Das ist auch heute noch das Ideal. Es ist nichts zu gering, auch das Irdische und Alltägliche nicht, wir sollen es unserem Gott vorlegen im Gebet. Freilich werden Christen bei ihrem Gebet kritisch vorgehen müssen. Sie müssen sich ernstlich fragen, ob das, worum sie bitten, nicht sündhaft ist. Wenn der Tiroler Bauer betet: Heiliger St. Florian, behüt' mein Haus, zünd' andere an, wenn der italienische Räuber zur Madonna fleht um gesegneten Raub, wenn die evangelische Küstenbevölkerung Norddeutschlands — früher sogar im Kirchengebet! — bittet um einen gesegneten Strand, so ist das ohne Zweifel ein Mißbrauch des Gebets. Aber auch wenn ich um etwas bitte, wovon ich weiß, daß es mir zum Unheil oder zur sittlichen Gefahr wird, z. B. wenn ein Mensch um Reichtum bittet und er weiß doch ganz genau, daß dieser ihn nur führen würde auf die Bahn der sittlich Verlorenen, weil er dadurch nur der Arbeit entfremdet, und der Sinnenlust fröhnen würde, so ist das ein Unrecht. Im übrigen haben wir das Recht und, je mehr wir mit unserem Gott innerlich verbunden sind, auch die Pflicht, ihn in allem Anliegen zu bitten. Da wir aber nur selten wissen, was uns frommt, so wird unser Gebet ausklingen müssen in die Worte: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Das sind indessen keine Gegensätze im Gebet; sondern vom Standpunkt des Gotteskindes, das seinem himmlischen Vater völlig vertraut, ist das wohl verständlich.

Nach diesen Ausführungen finden wir auch die rechte Stellung zu der Mahnung Jesu zum anhaltenden Gebet. Ein neues Gesetz ist uns damit nicht gegeben. Aber es gibt Zeiten, wo uns die Wichtigkeit dieser Mahnung klar wird. In Stunden harter Anfechtung, schwerer Versuchung, da wir meinten, wir müßten unterliegen, geht uns die Bedeutung solches Betens ohne Unterlaß auf. Da fühlen wir: es liegt eine Kraft darin, die uns hebt und trägt und bewahrt, und wir tun gern nach dieser Mahnung. Es bleibt also wahr: das Gnadenmittel des Gebets hat Gott um unseretwillen uns gegeben, es soll ein einigendes Band mit Gott sein, das uns weiterführt im religiös sittlichen Leben.

Noch eins sei zum Schluß erwähnt: In den von Ihnen angeführten Schriftworten redet Jesus auch von Gebetserhörung (Matth. 7, 7, Matth. 21, 22, Luk. 18, 1 ff.). Wir möchten hierbei sehr stark bezweifeln, daß Jesus die Frage, ob unsere Gebete eine Änderung in Gottes Weltregierung herbeiführen können, sich überhaupt gestellt hat. Jedenfalls dachte er nie daran, Gott durch sein Gebet zwingen zu wollen. Seine Gebete stimmten — bei seiner innigsten Gottesgemeinschaft wäre das Gegenteil undenkbar — mit Gottes Willen gänzlich zusammen. Diese Frage lag also ganz außerhalb des Kreises seiner Betrachtung. Wenn er daher von Erhörung der Gebete redet, so setzt er natürlich nur solche Gebete, wie sie aus seinem Herzen und von seinen Lippen kamen, voraus. (Matth. 21, 22 setzt er ausdrücklich hinzu: so ihr glaubet.) Wie er sich im Gebet in Gottes Willen immer wieder hineinfand und Gottes Gnadenhand aufs neue ergriff, so sollen auch wir uns im Gebet immer wieder neu erkämpfen: Ergebung in Gottes Willen, Eingehen auf seine Gnadenwege und neue Kraft zum gottgemäßen Leben.

Warchau. Koch.

Davids Klagelied um Saul und Jonathan.

2. Sam. 1, 19—27.

Härme dich, Israel, weine um deine Toten!
Wie sind die Helden gefallen!
Sagt es nicht an zu Gath,
Verkündigt es nicht auf den Gassen zu Askalon,
Damit sich nicht freuen die Töchter der Philister,
Damit nicht frohlocken die Töchter der Heiden.
Verdorre Gilboa!
Nicht Tau noch Regen falle auf euch, ihr Todesgefilde,
Denn dort entsank den Helden der Schild,
Der Schild Sauls, nie gesalbt mit Öl.
Vom Blut der Erschlagenen,
Vor der Kühnheit der Helden
Wich Jonathans Bogen nicht zurück,
Kehrte Sauls Schwert nicht leer heim.
Schneller als Adler waren sie beide,
Stärker als Löwen in ihrer Kraft.
Saul und Jonathan, Freunde im Leben,
Sind auch im Tode nicht geschieden.
Ihr Töchter Israels, weinet um Saul,
Der euch lieblich kleidete in Purpur,
Der mit Goldschmuck zierte euer Gewand.
Wie sind die Helden gefallen!
Wie sind sie gefallen im Streit!
Jonathan ist zu Tode getroffen,
Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan,
Gar sehr warst du mir lieb.
Wonnesamer war mir deine Liebe als Frauenliebe.
Wie sind die Helden gefallen,
Zu nichte geworden die Männer des Kampfes.

Dies Klagelied um das Heldenpaar Saul und Jonathan ist eine wahre Perle althebräischer Dichtkunst. Aufs herrlichste illustriert es uns die Totenklage der Israeliten, die unter den zahlreichen Trauergebräuchen den vornehmsten Platz einnahm. Die älteste Form des Klagegesanges war der Natur der Sache entsprechend äußerst einfach. Sie bestand in dem Ausruf: „O weh!“ oder „O weh, mein Bruder!“, „O weh, meine Schwester!“ Als später die Totenklage ein unentbehrliches Stück des Totenzeremoniells wurde, nahm sie eine feste Form an und wurde schulmäßig gelernt und gewerbsmäßig betrieben. So entstand schon frühzeitig die Einrichtung der Klageweiber, die heute noch dem Judentum eigentümlich ist. Jeremias fordert die Frauen Jerusalems auf: „Hört ihr Weiber das Wort Jehovahs, und euer Ohr nehme auf das Wort seines Mundes, lehrt eure Töchter das Klagelied und eine die andere den Totengesang.“

Für diese Lieder benutzte man ein ganz bestimmtes Versmaß, um durch den melodischen Tonfall Eindruck zu machen, „damit die Augen von Tränen überfließen und die Wimpern von Wasser triefen“. Diese Trauerstrophe besteht gewöhnlich aus fünf Versfüßen, nach dem dritten befindet sich der Einschnitt, z. B.:

„Gefallen ist, nicht steht wieder auf
Die Jungfrau Israel!
Sie liegt hingestreckt in ihrem Lande
Und niemand richtet sie auf.“ (Am. 5, 2 f.)

In dem Klagelied Davids um Saul und Jonathan ist diese Strophe nicht angewendet, überhaupt ist das Lied ziemlich unregelmäßig gebaut, ein Zeichen dafür, daß wir es hier mit keinem gewerbsmäßigen Erzeugnis, keiner bestellten Ware zu tun haben, sondern mit dem Lied eines wirklichen Dichters, wofür auch der einfache Aufbau und der höchst wirksame Inhalt sprechen.

Das ganze Lied wird beherrscht von dem Gedanken der Trauer um den Untergang des Heldenkönigs Saul und seines Sohnes; es fehlt gänzlich das Gefühl stolzen Glückes, einmal zwei so tapfere Krieger sein eigen genannt zu haben, wie es in den Klageliedern der alten Araber häufig anzutreffen ist. Ganz Israel fordert der Sänger zur Klage auf, alle sind von dem Verlust getroffen, der durch die Schadenfreude der Feinde und ihrer Weiber noch erhöht wird. Es bestand damals die Sitte, daß die siegreich heimkehrenden Heere von Reigen tanzenden Frauen unter dem Schall von Pauken und Zimbeln eingeholt wurden. Natürlich wurde hierbei das Lob der Sieger und die Niederlage des Feindes besungen, darum ist es des Dichters sehnlichster Wunsch, daß Israels Unglück nicht bekannt werden möchte in den Städten der Sieger, die durch Gath und Askalon repräsentiert werden. Nun folgt die Verwünschung der Unglücksstätte. Es ist die im Orient allgemein übliche, wo die Fruchtbarkeit des Landes in erster Linie von Tau und Regen abhängt. Gilboa soll beides nicht mehr empfangen, aus der blühenden Aue soll eine dürre Wüste werden, die allezeit die Wanderer mahnen soll an das unerhörte Verhängnis Israels. Hier entsank den Helden der Schild, die Übermacht der Feinde fällte schließlich den tapfersten Mann, den König Saul, der nie seinen Schild mit Öl salbte. Wenn der Krieger in den Kampf zog, brachte er sein Rüstzeug in Ordnung, salbte er die Lederriemen, an welchen der große Schild getragen wurde, damit diese möglichst geschmeidig die schnelle Handhabung desselben erleichterten, darum wird auch Jes. 21, 5 beim Anrücken der Feinde zuerst den Kriegern zugerufen: „Auf ihr Helden, salbet den Schild.“ Saul war ein so gewaltiger und rauher Kriegsmann, daß er kleine Mittelchen verschmähte.

Der zweite Teil des Gedichtes enthält das eigentliche Lob der Helden, die wegen ihrer Kraft und Kühnheit, Tapferkeit und Schnelligkeit mit dem Löwen und Adler verglichen werden. Jonathans Bogen fehlte nie sein Ziel, Saul zückte nie umsonst sein Schwert. Schulter an Schulter fochten sie und keiner überlebte den anderen. Um solcher Helden willen ziemt es den Frauen Israels zu klagen und zu weinen, kannten sie auch nicht ihre Kraft im Kriege, so doch die Siegesbeute, von der der König Saul reichlich spendete. Vereint war eben in ihm Tapferkeit und Freigebigkeit. Es paßt auf ihn das Wort eines alten arabischen Dichters:

Wo er schenkte, war er Wolkenüberschwang,
Aber Löwentrotz, wo er zum Kampf andrang.

Der schon bekannte Kehrvers: Wie sind die Helden gefallen, schließt diesen Teil des Liedes ab, und die Klage spitzt sich auf den Busenfreund Jonathan zu. Der Dichter gedenkt hier dessen, was ihm persönlich am Herzen liegt, er gedenkt

der Freundschaft, die sie beide im Leben verbunden, deren Beweise er oft erfahren hat. Er malt ihren Freundesbund mit Farben, wie sie nicht schöner gedacht werden können, die nie verblühen werden. Niemals ist in der Poesie der Freundesliebe ein höheres Lob gesungen worden; sie war unserm Dichter noch wonnesamer als Frauenliebe, die sonst dem Orientalen als Inbegriff des höchsten irdischen Gutes galt. Durch den Refrain: Wie sind die Helden gefallen, wird das ganze Gedicht auf das wirkungsvollste abgeschlossen.

P. Torge.

Zum Datum des Karfreitags.

Herr Pfarrer Gerlach-Westenfeld berichtete in Nr. 16 bis 18 dieses Blattes über einen Aufsatz von mir aus dem Jahre 1902. Er hat die Absicht desselben aber m. E. mißverstanden, und zwar in solchem Maße, daß ich mir immer wieder die Frage vorlege, ob er ihn wirklich gelesen hat. Denn es war durchaus nicht meine Meinung, mit absoluter Sicherheit das Datum des Karfreitags nachzuweisen; ich wollte lediglich darauf hinweisen, daß das auf astronomischem Wege ermittelte Datum des 7. (oder wie ich zuerst geschrieben hatte: 6.) April 30 zusammentrifft mit den Angaben, die das Evangelium des Lukas und das des Johannes über das Jahr des Auftretens Jesu machen. Daß man hierüber im ganzen wie im einzelnen verschiedener Meinung sein könne, glaubte ich schon in dem Titel meines Aufsatzes „Ein Versuch, den Karfreitag zu datieren" ausgedrückt zu haben. Ich wünschte durch meinen Artikel einen öffentlichen Meinungsaustausch herbeizuführen und werde — wie das von vornherein meine Absicht war — seiner Zeit auf diese Frage, die mir von großer Bedeutung scheint, ausführlicher zurückkommen. Wenn ich diesmal ausnahmsweise auf eine der vielen Äußerungen sofort antworte, so bin ich dazu durch den auffallenden Ton derselben veranlaßt.

Königsberg i. Pr., 9. Mai 1905. H. Achelis.

Dringende Bitte!

Ein in der evang. Landeskirche Preußens geprüfter Theologe, Konvertit, der, völlig heimatlos und existenzlos, seit 18 Jahren mit furchtbarem Elend zu kämpfen hat, gegenwärtig aller Existenzmittel bar und buchstäblich auf der Straße liegt, wendet sich an edelgesinnte evang. Christen mit der dringenden Bitte, ihm soweit behülflich sein zu wollen, daß er anderthalb Monate sorgenfrei leben kann, während welcher Zeit er voraussichtlich durch das Eintreten des Herrn Reichskanzlers und des Landtages zu einer geordneten kirchlichen Stellung kommen wird. Der Name und die Lebensschicksale des Bittstellers sind bei der Redaktion dieses Blattes zu erfahren.

Soeben erschien:
Aktenstücke
zur Angelegenheit des Pfarrers D. M.
Fischer
an der Markusgemeinde in Berlin.
Herausgegeben vom Vorstande des Deutschen Protestantenvereins.
Inhalt: Vorwort d. D. Prot.-Vereins, Vortrag des Pfr. D. Fischer auf dem 22. Protestantentage zu Berlin, Beschwerdeschrift und Erklärung der weltlichen Mitglieder des Gemeindekirchenrats von St. Markus, Aufforderung des Konsistoriums an Pfarrer D. Fischer zur baldigen Aeusserung darüber, Verantwortliche Aeusserung des Pfr. D. Fischer, Verfügung des Konsistoriums, Beschwerde des Pfr. D. Fischer an den Evang. Oberkirchenrat u. Bescheid desselben. Gegen postfreie Einsendung des Betrages oder Nachnahme zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Stresse Hasenhaide 59.
Preis 1 Mark postfrei.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen **20 Mk.** Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Sachsen-Altenburg.
TechnikumAltenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,
112 BRAUSE & Co ISERLOHN
berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Kirchen-, Stiftungs-
und Mündelgelder. Einige grössere und kleinere streng mündelsichere Hypotheken auf Güter b. 4% Zinsen sind kostenfrei abzutreten. Reflekt. woll. s. melden unt. **S. 33042** bei **Haasenstein&Vogler, A.-G., Leipzig.**

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta**, Rektor a. D.

Neue Folge
der Predigten des von der Orthodoxie heftig bekämpften
Pfarrers Jatho
in Köln
erscheinen in Lieferungen à 25 Pfg.
Köln a. Rh. Paul Neubner.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen. Preisbuch gratis.

Junger Glaube
Eine Sammlung
von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. *M.* **1.25**, geb. *M.* **2.25**.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

In **J. F. LEHMANNS VERLAG** in **München**
ist soeben erschienen:
„Die Zeit des Schweigens ist vorbei Die Zeit des Redens ist gekommen"
Die Entstehung des Christentums
von Professor **D. O. Pfleiderer.**
256 Seiten gr. 8°. Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk., in Leder geb. 6 Mk.
Dieses Werk bildet den Eckstein der sich vorbereitenden neuen Reformation der Kirche und ist deshalb für die Suchenden unserer Zeit unentbehrlich.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— **Erste Auflage in drei Wochen vergriffen.** —
Bremen. Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.